Risikominimierung, Unterproduktivität und Mussepräferenz : einige Bemerkungen zu den Thesen Dieter Grohs

Autor(en): **Mesmer, Beatrix**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale**

Band (Jahr): **5 (1986)**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-7509

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

RISIKOMINIMIERUNG, UNTERPRODUKTIVITÄT UND MUSSEPRÄFERENZ:

EINIGE BEMERKUNGEN ZU DEN THESEN DIETER GROHS

BEATRIX MESMER

Es ist ein riskantes Unterfangen, ein Koreferat zuzusagen, bevor man das Referat kennt, zu dem man Stellung zu nehmen hat. Und es ermangelt nicht der tieferen Ironie, wenn sich dann herausstellt, dass die Ueberstunden, die man sich aufgeladen hat, der Beschäftigung mit Unterproduktivität, Mussepräferenz und Risikominimierung dienen. Das soll nun keineswegs einen Vorbehalt gegenüber dem Thema ausdrücken. Die Auseinandersetzung mit dem Referat von Dieter Groh war für mich durchaus bereichernd, und sei es nur, weil er in souveräner Art viele Ansätze zusammenfasst, die in den letzten Jahren unter dem Kennwort *"historische Anthropologie"* von den Sozialhistorikern erprobt worden sind. Ich bin auch bereit, mir sein Postulat zu eigen zu machen, dass der Historiker seine ethnozentrische Befangenheit und seinen Präsentismus abzulegen hat, um andere Kulturen und Epochen aus der ihnen jeweils eigenen Logik heraus zu erklären.

Dass mir trotzdem, bei aller Uebereinstimmung in den Prämissen, nicht ganz wohl bei der Sache war, liegt weniger an dem Forschungsprogramm, das Groh vorlegt, als an den theoretischen Ansprüchen, die er damit verbindet. Wenn ich ihn richtig verstanden habe, so geht es ihm darum, die grundlegenden verhaltensbestimmenden Optionen herauszuarbeiten, die subsistenzorientierte Gesellschaften von der Industriegesellschaft unterscheiden. Jedenfalls stellt er der auf Produktions- und Gewinnausweitung zielenden Oekonomie, die er idealtypisch in der modernen Marktwirtschaft verkörpert sieht, einen anderen Idealtypus gegenüber, den er als Subsistenzökonomie bezeichnet. Ich möchte über diese Begriffe hier nicht streiten. Was mich stutzig gemacht hat, ist vielmehr die Reduktion der sozialen Logik dieser Subsistenzökonomien auf die drei Kategorien Unterproduktivität, Mussepräferenz und Risikominimierung - ja schliesslich *"auf eine einzige, nämlich auf die Vermeidung oder Mini-*

mierung von Risiko[1]". Nun ist nicht zu bestreiten, dass die weitgestreuten Beispiele von ökonomischen Verhaltensweisen, die nur schon im vorliegenden Referat ausgebreitet werden, sich als Risikominimierungsstrategien entschlüsseln lassen. Ich wage sogar vorauszusagen, dass ein umfassenderes Forschungsunternehmen kaum andere Befunde bringen wird. Dieter Groh kann deshalb ohne grosse Gefahr sagen: *"Sollte sich herausstellen, dass die aufgeführten Kategorien oder die zentrale Kategorie der Risikominimierung in vielen subsistenzökonomischen Zusammenhängen nicht nachweisbar sind, dann gäbe es nur zwei Möglichkeiten: Entweder kann ich in jedem einzelnen Fall kontextuell begründen, warum dies so ist, oder meine Hypothesen sind nicht haltbar*[2]." Was aber, wenn die zentrale Kategorie der Risikominimierung auch in marktorientierten, ja selbst in fortgeschrittenen Industriegesellschaften nachweisbar ist? Wenn also das Reduktionsverfahren, das Groh anwendet, über den gegebenen Zweck hinausschiesst und übergreifende Strategien der Daseinsbewältigung freilegt, die schlechthin in allen bekannten Gesellschaften beobachtbar sind?

Es handelt sich bei diesem Einwand keineswegs nur um eine hypothetische dritte Möglichkeit. Er stellt sich nämlich gerade dann ein, wenn man die von Groh geforderte Methode, soziale, ökonomische und kulturelle Verhaltensweisen in ihrem Gesamtkontext zu dekodieren, ernst nimmt. Ich habe das, weil ich mich vor allem in der europäischen Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte auskenne, probeweise einmal innerhalb dieses geographischen und zeitlichen Rahmens versucht. Trotz der, gemessen an den von Groh geschilderten Subsistenzökonomien, viel komplexeren Organisations- und Handlungsebenen liessen sich die drei Kategorien auch hier ohne weiteres nachweisen. Ich will das nicht an unserer heutigen spätindustriellen Wirtschaft und Gesellschaft zeigen, die Risikominimierung durch obligatorische und subsidiäre Versicherungssysteme betreibt, die Mussepräferenz durch Verkürzung der Wochen- und Lebensarbeitszeit institutionalisiert und Unterproduktivität mit Subventionen fördert. Diese Strategien samt ihren kulturellen Abbildungen sind ja allgemein bekannt. Es scheint mir jedoch nötig, die sogenannte Sattelzeit, die auch Groh als Transformationsphase sowohl in bezug auf die Wirtschaft wie auf die Wertmuster hervorhebt, genauer zu betrachten. Ich stimme durchaus mit ihm überein, dass sich seit dem 18. Jahrhundert ein grundsätzlicher Wandel vollzogen hat, indem das alteuropäische Nahrungsprinzip abgelöst wurde durch eine wachstums- und profitorientierte Marktökonomie. Die Frage, um die es mir geht, ist nur, ob dieser Wandel auch eine Abkehr von der Risikominimierung bedeutete. Man könnte nämlich auch so argumentieren, dass angesichts des demographischen Druckes, der zur Ressourcenverknappung führte, der Uebergang zu einer Wachstumswirtschaft und zu Techniken der Ressourcensubstituierung durchaus auch eine Risikominimerungsstrategie darstellte.

1) Siehe vorne, D. Groh, S. 11.

2) Dieses Zitat stammt aus dem dem Vortrag zugrunde liegenden, ungekürzten Manuskript von D. Groh, S. 14.

Immerhin gebe ich gerne zu, dass mit dem Aufweichen der überkommenen ökonomischen Verhaltensweisen neue Unsicherheitsfaktoren entstanden. Dabei ist nicht nur an die schwer abschätzbaren Innovationsrisiken zu denken. Die neue kapitalistische Arbeitsorganisation verdrängte das *"ganze Haus"*, das ja nicht nur als Produktions- und Konsumptionseinheit, sondern auch als gesellschaftlicher Regulierungs- und Verteilungsmechanismus gedient hatte. Die neue Wirtschaftsform und die mit ihr verbundene Neuformierung der Gesellschaft leiteten also ganz gewiss eine Phase individueller und kollektiver Unsicherheit ein, der nicht mehr allein mit den alten Strategien zu begegnen war. Auf die Konflikte, die dadurch ausgelöst wurden, hat Dieter Groh in seinem Referat und in früheren Arbeiten hingewiesen[3]. Er legt dabei das Schwergewicht auf den Zusammenbruch der alten Risikominimierungsstrategien. Mir scheint es jedoch wichtiger, die neuen Formen der Risikominimierung in ihrer Entwicklung zu verfolgen.

Bei näherer Betrachtung erweist sich nämlich, dass während der Transitionsphase und auch noch über sie hinaus die markt- und innovationsorientierte Wirtschaft nur einen Teil der gesamten Oekonomie ausmachte, dass sie unterfangen und ergänzt wurde durch ein traditionales, auf Erhaltung der Existenz zielendes Sicherheitsnetz. Für die Phase der Protoindustrialisierung ist diese *"dual economy"*, die für den Markt produzierende Familienwirtschaft, die auf subsistenzsichernder Selbstversorgung aus Landbau und Sammlertätigkeit aufruhte, gut erforscht und häufig beschrieben worden[4]. Sie entspricht dem von Groh zitierten Beispiel aus Thailand, wie ja überhaupt der Begriff *"dual economy"* an Entwicklungsländern gewonnen ist. Ob der marktbezogene und damit konjunktur- und schadenanfälligere Teil dieser Doppelwirtschaft aus cash-crops oder gewerblichen Erzeugnissen besteht, spielt in bezug auf die Risikominimierung keine grosse Rolle. Wichtig ist, dass sowohl in der individuellen wie der sozialen Oekonomie beide Formen der Produktion einbezogen sind.

Ich möchte nun behaupten, dass diese doppelte Oekonomie mit dem Wachsen des industriellen Bereichs im 19. Jahrhundert keineswegs verschwunden ist. Wenn sie von den Wirtschaftstheoretikern und Historikern nicht mehr wahrgenommen wurde und wird, so liegt das vermutlich daran, dass sie in einen neuen kulturellen Kontext eingebettet wurde. Dieser Kontext war die Aufspaltung der Gesellschaft in einen männlichen und einen weiblichen Bereich, der je spezifische soziale und wirtschaftliche Verhaltensweisen umfasste. Während in der Phase der Protoindustrialisierung das ökonomische Risikokalkül noch geschlechtsneutral war, d.h. die Produktivität aller Hausgenossen ungeachtet ihres Sexus und ihres Alters einbezog, erfolgte nun im Zuge der Ausdifferenzierung von gesellschaftlichen Subsystemen auch eine Fixierung der ökonomischen Funktionen auf bestimmte Gruppen. Wenn man schon - durchaus zu

3) Vgl. die Einleitung zu Edward P. Thompson, Plebeische Kultur und moralische Oekonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1980, S. 21 f und Dieter Groh, Rolf-Peter Sieferle, Naturerfahrung, Bürgerliche Gesellschaft, Gesellschaftstheorie, in: Merkur, 1981, S. 674 f.

4) So z.B. Rudolf Braun, Industrialisierung und Volksleben, 2. Aufl., Göttingen 1979, S. 176 ff für das Zürcher Oberland und allgemein Peter Kriedte, Hans Medick, Jürgen Schlumbohm, Industrialisierung vor der Industrialisierung, Göttingen 1977, S. 102 ff.

Recht - grosses Gewicht auf die Legitimierung der profitorientierten Marktwirtschaft durch Adam Smith legt, so ist es angebracht, auch auf die Legitimierung der neuen existenzsichernden Funktion einer weiblichen Gegenökonomie hinzuweisen. Sie wurde parallel zur modernen Nationalökonomie entworfen und hat ihre klassische Ausprägung bereits 1789 in Joachim Heinrich Campes *"Väterlichem Rat an meine Tochter"* gefunden. Die viel besprochene Zuteilung angeblich naturgegebener, tatsächlich aber gesellschaftlich verwertbarer *"Geschlechtscharaktere*[5]*"* bezog sich auch auf das wirtschaftliche Verhalten. Als weibliche Merkmale wurden Bedürfnislosigkeit, Sparsamkeit und das Zurateziehen der Gaben der Natur bezeichnet. Annette Kuhn hat kürzlich auf die komplementäre Funktion von subsistenzsichernder weiblicher Ueberlebensarbeit und marktbezogener männlicher Profitmaximierung hingewiesen. Sie vertritt die These, dass die unentlohnte - oder sagen wir besser: naturalentlohnte - Frauenarbeit *"die unverzichtbare Voraussetzung für die Durchsetzung und Erhaltung kapitalistischer Produktionsweisen und -verhältnisse*[6]*"* gewesen sei.

Man kann diesen Sachverhalt jedoch zwanglos auch als gesamtgesellschaftliche Risikominimierungsstrategie deuten. Die durch kulturelle Normen und Rollenzuschreibungen durchgesetzte Festlegung weiblicher Arbeitsleistung auf Reproduktion, Sozialisation und Naturalwirtschaft war dazu bestimmt, das Ungleichgewicht in der Verteilung der Profite und die konjunkturellen Schwankungen des Marktes aufzufangen. Für die am Rande des Existenzminimums lebenden Schichten war die weibliche Oekonomie eine Ueberlebenssicherung. Es gibt unzählige literarische und autobiographische Zeugnisse, die belegen, wie temporär oder ständig die nicht über den Markt zu befriedigenden Bedürfnisse nach Nahrung und Heizung durch eine von Frauen und Kindern betriebene Subsistenzwirtschaft abgedeckt wurden, die sich teilweise den Sammler- und Jägerkulturen annähert. Aber auch innerhalb der bürgerlichen Gruppen bedeutete die weibliche Fürsorge- und Sozialisationsleistung eine unabdingbare Existenzsicherung, die ausserhalb der markt- und profitorientierten Wirtschaftssphäre abgewickelt wurde. Die Risikominimierung der frühindustriellen Gesellschaft bestand also darin, dass eine geschlechtsspezifische ökonomische Pufferzone geschaffen wurde, die konjunkturelle und individuelle Ertragseinbussen auffangen konnte. Statt wie gewisse der von Groh betrachteten Subsistenzökonomien eine *"Strategie optimaler horizontaler, d.h. geographischer Streuung der Ressourcen*[7]*"* anzuwenden, bediente sich die entstehende Industriegesellschaft offenbar einer Strategie komplementärer, d.h. geschlechtsspezifischer Streuung der Ressourcen.

5) Vgl. dazu Karin Hausen, Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere" - Eine Spiegelung der Dissoziation vom Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hrsg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363 ff.

6) Annette Kuhn, Das Geschlecht - eine historische Kategorie? in: J. Brehmer, J. Jacobi-Dittrich, E. Kleinau, A. Kuhn (Hrsg.), Frauen in der Geschichte IV, Düsseldorf 1983, S. 39.

7) Siehe vorne, D. Groh, S. 23.

Es gibt verschiedene Erklärungen dafür, warum diese für die historische Anthropologie doch äusserst interessante Risikominimierungsstrategie bisher kaum thematisiert worden ist. Die einfachste ist sicher die, dass, wie auch Groh zeigt, das Subsystem *"Wirtschaft"* seit seiner Neudefinition durch die moderne Nationalökonomie vor allem über quantifizierbare Austauschverhältnisse und Wachstumsraten erfasst wird. Das Sicherheitsnetz der weiblichen Naturalleistungen dagegen soll per definitionem nicht quantifizierbar sein - eine Selbstentäusserung, die nicht nach klingendem Lohn fragt. Deshalb scheint dieser Teil der Oekonomie bis heute nicht in den Statistiken auf und geht auch nicht ins Sozialprodukt ein. Es gibt aber, gerade wenn man die beiden anderen Kategorien mitberücksichtigt, die Groh für *"eingebettete"* Oekonomien geltend macht, noch eine differenziertere Erklärungsmöglichkeit. Sie hängt mit den Leitbildern und Verhaltensnormen der Industriegesellschaft zusammen. Wo Produktivität zur Maxime wurde, konnte Unterproduktivität natürlich kein anerkannter Wert mehr sein. Das will nun aber nicht heissen, dass es sie deshalb nicht mehr gab. In der Phase des starken demographischen Wachstums während der Frühindustrialisierung konnten gar nicht alle Menschen produktiv eingesetzt werden - es bestand ein ständiges Ueberangebot an Arbeitskraft. Diese strukturelle Unterproduktivität wurde nun, den kulturellen Normen gemäss, in den weiblichen Bereich verschoben. Auf die Produktivitätsreserve, die so entstand, konnte in Zeiten des erhöhten Arbeitsanfalls sowohl von Industrie und Gewerbe als auch von den individuellen Haushalten zurückgegriffen werden. Im Gegensatz zu den Männern wurden die Frauen deshalb dazu konditioniert, keine kontinuierliche Arbeitsleistung zu erbringen. So jedenfalls interpretierte ich den Rat eines schweizerischen Pädagogen für die Erziehung des Mädchens: *"Frühe schon muss es auch daran gewöhnt werden, sich in seiner Tätigkeit unterbrechen und stören zu lassen*[8]*."* Die Unterproduktivität wurde also durchaus ins gesamtgesellschaftliche System einbezogen, jedoch nicht als wirtschaftliche Kategorie wahrgenommen.

Das 19. Jahrhundert hat damit auch die Musse - oder sagen wir besser die nicht auf die Produktion von Gütern und Dienstleistungen verwendete Zeit - anders verteilt als die vorhergehenden Epochen. Gerade wenn man annimmt, dass Musse einen kulturellen Sinn hat, dass sie zur Herstellung von sozialen Kontakten und zur Repräsentation dient, so wird die geschlechtsspezifische Aufteilung besonders deutlich. Vor allem in denjenigen Schichten, die leitende Funktionen in der Industriegesellschaft okkupierten, wurde die nichtproduzierende Frau zum Statussymbol. Ich möchte meinen, dass es sich dabei um eine kulturelle Abbildung von Risikominimierung im Sinne von Dieter Groh handelt. Für diese Zusammenhänge spricht jedenfalls, dass sich das geschilderte Ensemble von geschlechtsspezifisch bestimmter Produktivität und Musse-präferenz aufzulösen begann, als sich andere gesamtgesellschaftliche Risikominimierungsstrategien ausbreiteten, die über die neuen Mechanismen der Sozialversicherung liefen.

8) Franz Dula, Ueber Bildung der Mädchen für das Haus und die Familie, in: Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, 1869, S. 22.

Ich habe diese Dekodierung von wirtschaftlichen und kulturellen Verhaltensweisen der frühen Industriegesellschaft hier nicht etwa aus feministischem Interesse vorgenommen. Es ging mir vielmehr darum, an einem konkreten Beispiel zu zeigen, dass die von Dieter Groh vorgeschlagenen Kategorien auch in denjenigen Oekonomien zentrale Bedeutung haben, die nach seiner Definition das pure Gegenteil von Subsistenzökonomien sind. Damit soll nicht gesagt sein, dass diese Kategorien als Instrument nicht taugen. Im Gegenteil: Sie eignen sich offenbar sehr gut dazu, die Strategien von Gesellschaften jeglichen Typs zu analysieren. Für die Charakterisierung von *"embedded economies"*, um den treffenden Ausdruck von Polanyi zu verwenden, sind sie jedoch meiner Meinung nach nicht hinreichend. Es kommt offenbar doch gerade darauf an, auf welche Art und mit welchen Mitteln eine Gesellschaft Risikominimierung betreibt. Wenn der Historiker schon Anleihen bei den Ethnologen macht - und ich bin durchaus der Ansicht, dass er das tun darf - so sollte er differenziert vorgehen. Die Methode der *"dichten Beschreibung"*, die vor kurzem Hans Medick in Anlehnung an Clifford Geertz empfohlen hat[9], könnte sich als nützlicher erweisen als ein Reduktionsverfahren, das letztlich die Unterschiede verschwinden lässt, die es erklären will.

9) Hans Medick, "Missionare im Ruderboot"? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft, 1984, S. 295 ff, vor allem S. 307. Die in diesem Zusammenhang wichtigen Aufsätze von Clifford Geerts sind auch in deutscher Sprache greifbar: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a.M. 1983.